

# Schopenhauer und das Buch

Von Arthur Hübscher (München)

Schopenhauer war kein Bibliophile, kein Sammler kostbarer Erstausgaben, seltener Drucke und Luxuswerke. Er besaß viele Bücher, aber er besaß sie nur, um sie zu lesen. Im Umgang mit den großen Geistern aller Zeiten suchte er die ebenbürtige Gemeinschaft, die ihm seine eigene Zeit versagte. Unter den frühesten Aufzeichnungen in seinem autobiographischen Manuskript *εξ εαυτοῦ* findet sich die Stelle: „Da mir die Menschen, mit denen ich lebe, nichts sein können, so sind die Denkmäler, die zurückgelassenen Gedanken der mir ähnlichen Wesen, die einst wie ich unter jenen sich herumgestoßen, mein größter Genuß im Leben. Ihr toter Buchstabe spricht mich vertrauter an, als das lebendige Dasein der Zweifüßer“<sup>1)</sup>.

Ein Werk aus der Frühzeit der deutschen Jugendliteratur brachte Schopenhauer zum ersten Male in Berührung mit der Welt des Buches. „Herr Arthur Schopenhauer in Hamburg“ erscheint im Subskribentenverzeichnis der „Neuen Bilder-Gallerie für junge Söhne und Töchter zur angenehmen und nützlichen Beschäftigung aus dem Reiche der Natur, Kunst, Sitten und des allgemeinen Lebens“, III. Band, Berlin, bey Wilhelm Oehmigke dem Jüngeren, 1796. Schopenhauers Vater hatte auf das in Jahressbänden erscheinende Werk subskribiert und seinem Sohne das Vergnügen gemacht, den Namen Arthur statt des eigenen in die Liste zu setzen. Noch im 12. Jahresbande von 1806 steht der Name des damals bereits 18jährigen Arthur Schopenhauer an derselben Stelle<sup>2)</sup>.

Seit dem Juni dieses Jahres 1806 weilte Schopenhauers Jugendfreund Anthime in der Nähe von Hamburg, um die deutsche Sprache zu erlernen. Manche Erwähnungen und Zitate in seinen Briefen zeigen, was Schopenhauer damals las und z. T. auch seinem Freund empfahl: ein paar Romane, Schillers Geschichte der Niederlande, Wackenroders Phantasien über die Kunst, Jean Paul, Goethes Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea. Seit dem Mai 1807 — in Gotha, dann in Weimar — trat die antike Literatur in sein Gesichtsfeld.

In diesen und den folgenden Jahren mußte er noch in größerem Umfang die öffentlichen Bibliotheken in Anspruch nehmen, in Weimar, in Göttingen, in Berlin, in Dresden<sup>3)</sup>. Zugleich aber legte er schon den Grund für seine eigene Bücherei. Der Sechszwanzigjährige spricht bereits von seiner „nicht ganz kleinen Bibliothek.“ Als er im Frühjahr 1822 zum zweiten Male nach Italien gehen will, schreibt er seinem Freund Osann: „Was mir allein schwer fällt, zu verlassen, ist meine eigene und die öffentliche Bibliothek. Ohne Bücher auf der Welt wäre ich längst verzweifelt.“ Bald darauf läßt er sich sogar ein Kistchen eigener Bücher nach Florenz nachsenden, um nicht auf die unbequemen italienischen Bibliotheken angewiesen zu sein. Wir wissen, wie er unablässig, sein ganzes Leben lang, auf die Vermehrung seines Bücherbesitzes bedacht war. Eine Reihe von Bestellzetteln und Auktionsaufträgen, die uns zufällig erhalten sind, sprechen für seine vielseitigen Interessen und allerdings auch für eine in Geldsachen sehr entschiedene Haltung. Am 10. Juni 1842 beauftragt er einen Auktionskommissarius, „in der Auktion des Dr. Platner“ auf eine Reihe von Büchern für ihn zu bieten, die festgesetzten Preise jedoch nicht zu überschreiten. Dieselbe Wendung findet sich in einem Auftrag vom 27. Juli 1844 — bemerkenswert, daß bei einer Reihe von Titeln hinzugefügt ist: „nur im Fall es kein kleiner

nischen Rhapsodie“ am Schluß der Vorrede zur 1. Auflage der Ethik gedient — und in mehreren Einzelausgaben. Als Vorlage für seine klassische Übersetzung der im „Oraculo Manual“ gesammelten 300 Lebensregeln diente die Duodez-Ausgabe von 1659. Der Don Quijote des Cervantes war in einer zweibändigen, bebilderten Antwerpener Edition von 1718 vorhanden, Calderon in der vierbändigen Ausgabe seines Freundes, des berühmten Romanisten L. G. Keil, von 1830.

Den Kreis rundet die deutsche Abteilung; sie ist, mit 135 Werken, einschließlich einiger literarhistorischer und Nachschlagewerke, die größte Gruppe unter den europäischen National-Literaturen. Ihr Gesicht wird von der Dichtung der klassischen Epoche bestimmt. Voran steht Goethe, „der Riesenbruder Kants“, dem Schopenhauer noch menschlich nahetreten durfte. Den Faust, die Wahlverwandtschaften und den Westöstlichen Divan nannte er in den Erstaussagen sein eigen, die gesammelten Werke in der zwölfbändigen Ausgabe von 1806 und 1808; dazu die nachgelassenen Werke in 20 Bänden (1832—1842) — das Exemplar befindet sich heute in der Sammlung Kippenberg. Trotz seiner glühenden Verehrung hat Schopenhauer den Dichter nicht ohne Kritik gelassen. In der ersten Ausgabe des „Versuchs, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären“ (Gotha 1790) vermerkt er: „Die Grundgedanken des ganzen Buchs sind genommen aus Caspar Wolff v. d. Generation. Das Breite und Unbestimmte des Vortrags gehört Goethen selbst an.“ Und in den „Tag- und Jahresheften“ (Band 32 der Ausgabe letzter Hand) steht auf dem hinteren Vorsatzblatt: „Bürger nicht erwähnt! Jean Paul, der drei Jahre in Weimar gelebt, nicht erwähnt . . . Zacharias Werner persönlich auch nicht, obwohl er ein halb Jahr mit ihm umging . . . und dann rühmt er sich, nicht neidisch zu sein.“ Gottfried August Bürger, der am Anfang der Liste von Unterlassungen steht, war nach Schopenhauers Meinung „ein echtes Dichtergenie, dem die erste Stelle nach Goethe gebühre.“ Die zweibändige, von Karl Reinhard herausgegebene Ausgabe von Bürgers Gedichten (Göttingen 1796) dürfte Schopenhauer seit seiner Jugendzeit begleitet haben. Sie ist bei den Gebrüdern Campe in Hamburg gekauft worden. Schopenhauers Namenszug auf dem Vorsatzblatt läuft nach jugendlicher Unart in eine Reihe spiralenförmig sich verengender Schleifen aus.

Von einer ganzen Reihe seiner eigentlichen Zeitgenossen scheint Schopenhauer keine Kenntnis erlangt zu haben. Die Namen Kleists und Hölderlins, Eichendorffs und E.T. A. Hoffmanns, Lenaus und Mörikes, Grillparzers und Otto Ludwigs begegnen uns weder in seinen Schriften noch in seiner Bibliothek. 1851—1855 erschien „Der Grüne Heinrich“ — Schopenhauer hat ihn nicht gekannt. Von älteren deutschen Dichtern besaß er u. a. Werke von Hagedorn, Lessing, Hamann, Klinger, Voß und Wieland, dem er als junger Student noch selbst begegnet war. (Neben den Komischen Erzählungen, den Göttergesprächen und den Gesprächen unter vier Augen, den Erzählungen und Märchen und dem Peregrinus Proteus besaß er eine zweibändige im amtlichen Verzeichnis nicht aufgeführte „Geschichte der Abderiten“ von 1783, die in die Sammlung Trübner gelangt ist.) Sehr hoch hielt er den „Wandsbecker Boten“. Ein kleines Heft, die (1779) anonym erschienenen Leitsätze des Matthias Claudius „An meinen Sohn H.“, von Heinrich Floris Schopenhauer seinem Sohne dediziert, hat er unter seinen Büchern bis zuletzt bewahrt. Einzelne Sätze hat er mit Bleistift unterstrichen: „Halte dich zu gut, Böses zu tun“, oder „Habe immer etwas Gutes im Sinn.“ Eine Bekehrungsgeschichte aus dem „Wandsbecker Boten“ fand als Beispiel für die „katholische transzendente Veränderung“ in seinem Hauptwerk Aufnahme, und ein Bild von Claudius hing noch in seinen letzten Lebensjahren, im selben Rahmen vereint mit dem Bilde Kants, in seinem Arbeitszimmer. Von zeitgenössischen Dichtern standen in seiner Bibliothek J. P. Hebel, Jean Paul, Ludwig Tieck und schließlich Heinrich Heine. Der „Romancero“ (1851) findet als Werk eines wirklichen Humoristen in der 3. Auflage des Haupt-

19

Druck ist.“ In einem Bestellzettel an den Buchhändler Sa. Goar heißt es noch deutlicher: „Wenn Sie die Preise überschreiten, erhalten Sie die Bücher zurück.“ Ein umfangreicher Auftrag an den Bonner Philologen Eduard Böcking betrifft die Bibliothek August Wilhelm von Schlegels, die 1845 bei Heberle in Köln unter den Hammer kam, und bei der Schopenhauer eine Reihe von Orientalia erwerben konnte.

Die Grundsätze, nach denen Schopenhauer seine Bücher auswählte, waren streng genug. „Vom Schlechten kann man nie zu wenig und das Gute nie zu oft lesen“, heißt es in den Parerga. Mit feiner Spürkraft fand er auf dem weiten Feld der Weltliteratur das Gute und ihm Gemäße heraus und hielt das Fremdartige von sich fern.

Er las mit dem Bleistift in der Hand, fügte Randglossen, Berichtigungen, Ergänzungen, Verweise, Urteile und sogar Zeichnungen hinzu, und schließlich fand er den eigentlichen Lesegenuß darin, die Quintessenz des Buches bei einer kursorischen zweiten Durchsicht für sich abzuziehen. In vielen Fällen wurde die Lektüre zu einem richtigen Zwiegespräch, das immer in der Sprache des Verfassers geführt wurde, lateinisch, italienisch, spanisch, französisch, englisch oder deutsch. Er zollte Lob und Beifall, wenn er mit dem Autor übereinstimmte, er widersprach aufs heftigste und hatte die ganze Skala eines beißenden Hohnes zur Verfügung, wenn das Gelesene ihm mißfiel. Worte wie *asinus*, *Humbugh*, *Plattkopf*, *Philister*, *Schmierer*, gelogen, zeugen von einer kritischen Schonungslosigkeit, zu der sein überlegener Geist oft genug herausgefordert wurde. Meist sind die handschriftlichen Eintragungen mit großen Buchstaben rasch hingeworfen, wo eben gerade Platz war; reichten die Zeilenzwischenräume und die Buchränder nicht aus, so mußte das Vorsatzpapier dazu herhalten. Auch in Büchern, in denen er keine Randbemerkungen beschrieb, sondern nur einzelne Stellen anzeichnete, spürt man die mitgehende Energie seines Geistes in den kräftig gezogenen, breiten Bleistiftstrichen der Zustimmung, den ausladenden Haken der Mißbilligung und des Widerspruchs. Wir kennen in der ganzen Weltliteratur keinen Schriftsteller von ähnlicher Bedeutung, der seine gesamte umfangreiche Bibliothek so wie Schopenhauer zu einem Archiv seiner eigenen Erkenntnisse ausgestaltet hätte. So geht von seinen Büchern noch heute eine eigenartige, geheimnisvolle Wirkung aus: die Wirkung eines in der ganzen Frische des Augenblicks erhaltenen Gesprächs, oft über Jahrhunderte hinweg. In Zustimmung und Widerspruch erhärtet sich Schopenhauers eigene Weltansicht. „Ein unschätzbares Ding, dieses Buch“, heißt es in Maupassants Novelle „*Auprès d'un mort*“ (in dem Bande „*Le colporteur*“, Paris 1900), „... ein Buch aus dem Besitze meines Lehrers Schopenhauer, mit Randbemerkungen von seiner Hand. Alle Seitenränder, wie Sie sehen, sind mit seiner Schrift bedeckt... Diese Schriftzüge bekunden einen unsterblichen Gedanken.“

Die meisten Bücher aus Schopenhauers Besitz tragen ein einfaches Gewand. Schopenhauer las sie ungebunden, ließ sie später einfach in Pappe binden und schrieb in zahlreichen Fällen mit eigener Hand die Titel auf die weißen Rückenschilder. Kleinere Abhandlungen, Hefte und Broschüren wurden in Sammelbänden vereinigt. Die vorderen Deckel der Bände tragen sein gestochenes Exlibris, das sein Familienwappen in reicher Rokoko-Ornamentik zeigt. Häufig fügt er noch seinen Namen, manchmal mit der Jahreszahl der Erwerbung bei. In manchen Bänden blieb das Exlibris fort, und dann nicht ohne Absicht, etwa in der „*Phänomenologie des Geistes*“ oder der „*Enzyklopädie*“ Hegels, die er dieser Auszeichnung nicht für würdig hielt. Sein Urteil über die „*Phänomenologie*“ ist in Vorrede zur 1. Auflage der Preisschrift über die Freiheit des Willens zu finden: wer sie lesen könne, „ohne daß ihm dabei zu Muthe würde, als wäre er im Tollhause“ — gehöre hinein. Die „*Logik*“ Hegels hat Schopenhauer nicht einmal besessen, er entlieh sie im Herbst 1813 von einem Bekannten, dem Jenaer Buchhändler Frommann, und sandte sie

mit der bezeichnenden Entschuldigung zurück, er würde sie „nicht so lange behalten haben, hätte ich nicht gewußt, daß Sie solche sowenig lesen als ich.“ Fast fünf Jahre später, im September 1818 in Dresden, hat er das Buch dann noch einmal entliehen, aber nur fünf Tage lang behalten, — sein Hauptwerk war damals bereits im Druck.

Auf den hinteren Deckeln zahlreicher Bände finden sich Bleistiftzeichnungen von Schopenhauers Hand, meist das Profil eines Männerkopfes nach links, das sich mit geringen Abwandlungen wiederholt, manchmal Karikaturen, etwa Köpfe mit großen Hörnern, manchmal auch stilisierte Selbstbildnisse. Die Inhaber der Buchhandlung Baer, die noch eine Frankfurter Tradition mit Schopenhauer verband, berichten darüber: „Wir sehen diese Zeichnungen stets nur in solchen Büchern, die ihn zu tieferem Nachdenken anregten; je länger dieser Zustand bei ihm andauerte, desto mehr häuften sich die Skizzen.“

Am Ende seines Lebens besaß Schopenhauer, nach der Angabe seines Testamentsvollstreckers Wilhelm von Gwinner, etwa 3000 Bände. Die gleiche Zahl nennt Alexandre Foucher de Careil, der 1859 in Schopenhauers Wohnung war. Das „Verzeichnis der von Dr. A. Schopenhauer hinterlassenen Bibliothek“, das nach seinem Tode, im Februar 1861, aufgenommen wurde und das heute im Besitze des Schopenhauer-Archivs ist, führt 1375 Titel auf, dazu in einem Anhang die 12bändige Rosenkranzsche Gesamtausgabe und elf Einzelwerke Kants, im ganzen also 1387 Titel. Dabei sind die gleichfalls anhangsweise aufgezählten Handexemplare seiner eigenen Werke nicht mit eingerechnet. Unter diesen 1387 Titeln befanden sich viele mehrbändige Werke, so daß sich der Unterschied zwischen den Angaben des Grafen Foucher de Careil und des amtlichen Verzeichnisses zwanglos erklärt. Das Verzeichnis nennt die Zahl der Werke, der Besucher die Zahl der Bände.

Das Verzeichnis ist kein Muster bibliographischer Ordnung und Genauigkeit. Der Bearbeiter hat wohl im allgemeinen eine Ordnung nach bestimmten Sachgruppen angestrebt, aber innerhalb der Sachgruppen weder eine alphabetische noch eine chronologische Reihenfolge eingehalten. Die Bücher folgen aufeinander, wie sie der Bearbeiter zur Hand bekam, und selbst die Grenzen der Sachgruppen sind reichlich ungenau. Die Orientalia sind zum Teil unter die Abteilung „Theologie und Philosophie“ geraten, die philosophischen und naturwissenschaftlichen Schriften in französischer Sprache zum Teil unter die Gruppe „Französische Literatur“. Bei allen diesen Mängeln hat das Verzeichnis aber einen großen Vorzug: es ist vollständig, es gibt uns wirklich eine Übersicht über alle Bücher, die beim Tode Schopenhauers in seinem Besitz gewesen sind.

In seinem Testament vom 26. Juni 1852 hat Schopenhauer seine Bibliothek seinem „besten, vieljährigen Freund“ Dr. Martin Emden in Frankfurt a. M. vermacht. Ausgenommen waren die mit seinen Randglossen versehenen Werke Kants, die er mit seinen Manuskriptbüchern und den mit Papier durchschossenen, mit handschriftlichen Zusätzen für künftige Auflagen versehenen Handexemplaren seiner Werke seinem literarischen Testamentsvollstrecker Julius Frauenstädt übereignete. Emden starb am 3. November 1858. In einem Kodizill vom 4. Februar 1859 ernannte Schopenhauer nun seinen jungen Freund und späteren ersten Biographen Dr. Wilhelm Gwinner zu seinem Testamentsvollstrecker und vermachte ihm gleichzeitig die Bibliothek, wieder mit Ausnahme des für Frauenstädt bestimmten literarischen Nachlasses (und damit auch der Schriften Kants).

Gwinner konnte den ihm zugefallenen reichen Bücherschatz nicht unterbringen. Er traf eine Auswahl des Besten und Wertvollsten, das er behielt und sorgfältig katalogisierte. Sein Katalog zählt 422 Nummern. Das andere gab er weg. In mehreren Auktionen der Frankfurter Buchhandlung Joseph Baer vom April 1866, vom Februar 1869 und vom Mai 1871 kam der größte Teil dieser Bücher zur Versteigerung<sup>3)</sup>. Weitere, in den Auktions-Katalogen nicht aufgeführte Bücher erscheinen 1880

in einem Lager-Katalog von Joseph Baer & Co.<sup>4)</sup>). Aber noch 1890, als der Berliner Buchhändler Martin Breslauer als junger Mensch bei der Firma Baer tätig war, standen zahlreiche Bände in dem großen Lager des Antiquariats verteilt. Es ging mit ihnen — meinte Breslauer später — wie mit all den wertvollen Dingen, von denen man glaubt, sie könnten sich nie erschöpfen, weil man ihrer im Überfluß besitzt. Man achte ihrer kaum, und plötzlich sei der Tag gekommen, da der wertvolle Besitz unwiederbringlich in alle Winde zerstreut sei. Immerhin wurde noch im Jahre 1905 in einem Kataloge Joseph Baers ein Rest der „Schopenhauer-Bibliothek“, im ganzen 105 Nummern, darunter mehrbändige Werke und Sammelbände, angeboten<sup>5)</sup>).

Die ersten Schopenhauer-Auktionen bei Joseph Baer fielen in eine dem Werk des Philosophen durchaus aufgeschlossene Zeit. Immer deutlicher hatte das fortschrittsgläubige neunzehnte Jahrhundert eine dunkle Unterströmung sichtbar werden lassen, das Vorgefühl eines kommenden Verfalls. Im Zeichen des seelischen Abstiegs schien Schopenhauer nach langen Jahren des „Ignorierens und Sekretierens“ seiner Werke der Philosoph der Zeit zu werden. Die Jahre zwischen 1860 und 1870 brachten immer neue, von Frauenstädt herausgegebene Auflagen seiner Werke, das Jahr 1873 schon die erste Gesamtausgabe. Zahlreiche Übersetzungen erschienen. Die Schopenhauer-Literatur breitete sich aus. In dieser Zeit des wachsenden Ruhms blieb, seltsam genug, Schopenhauers Bibliothek so gut wie unbeachtet. Sie wurde in ihrer wahren Bedeutung als Dokument einer großen geistigen Auseinandersetzung keineswegs erkannt. Man sah in ihr nichts anderes als eine der zahlreichen Büchersammlungen von Forschern und Gelehrten, deren Bestände nach dem Tode der Besitzer gut genug sein mochten, die Lücken des eigenen Besitzes auszufüllen. Die öffentlichen Bibliotheken ersteigerten bei den Auktionen der Jahre 1869 und 1871 nicht etwa die wertvollsten oder für die geistige Welt Schopenhauers besonders aufschlußreiche Stücke, sondern irgendwelche, manchmal verhältnismäßig gleichgültige Bände, die ihnen fehlten. Um Beispiele zu nennen: am 6. Juni 1871 katalogisierte die Bayerische Staatsbibliothek ein kleines, von Schopenhauer mit einigen Randstrichen versehenes Buch von Ludwig Thilo „Über den Ruhm“ (Halle 1803). Baaders „Begründung der Ethik durch die Physik“ (München 1813) — Schopenhauers Urteil: „Auch nicht ein einziger armer Gedanke in der ganzen Saalbaaderei!“ — und ein Band „Kern- und Kraftstellen aus Dr. Luthers Schriften“ (Leipzig 1797) wurden von der Stadtbibliothek Homburg erworben, Wegscheiders „Institutiones theologiae christianae“ (Halle 1824) von der Königlichen Bibliothek in Berlin, das Buch von Fr. Rühs „Die Edda“ (Berlin 1812) schließlich von der Universitätsbibliothek zu Klausenburg.

So planlos und zufällig diese Erwerbungen öffentlicher Bibliotheken anmuten, so zögernd nahmen sich auch die Sammler der Bibliothek Schopenhauers an. Als erster konnte Eduard Grisebach, der Herausgeber der Reclamschen Ausgabe von Schopenhauers Werken, bei den Auktionen von 1869 und 1871 und später eine Anzahl von Bänden erwerben. In einem vorläufigen Verzeichnis der von Schopenhauer hinterlassenen Bibliothek, das er 1888, ohne Kenntnis des amtlichen Verzeichnisses von 1861, rein auf Grund der Baerschen Kataloge zusammenstellte<sup>6)</sup>, sind 99 Werke mit dem Besitzervermerk Grisebachs bezeichnet. Sie gingen nach seinem Tode in andere Hände über. Der Versteigerungskatalog der Bibliothek Grisebachs von 1930 führt noch 73 Bände seiner Schopenhauer-Sammlung auf<sup>7)</sup>. Zahlreiche Bücher aus diesem ursprünglichen Besitz Grisebachs wechselten inzwischen mehrfach den Besitzer, zuletzt noch bei einer Versteigerung in Bern 1953<sup>8)</sup>.

Eine kleinere, aber nicht unbedeutende Schopenhauer-Sammlung brachte der Maler Wilhelm Trübner (gest. 1917) zusammen: 28 Werke (47 Bände). Sie kamen mit

der Bibliothek Trübners 1937 in Luzern unter den Hammer<sup>9)</sup>). Die Schopenhauer-Bände blieben zum Teil in Schweizer Besitz, zum Teil gelangten sie in verschiedene Hände nach Paris, nach London, Wien und New York. Vier Bände konnte das Schopenhauer-Archiv in Frankfurt a. M. erwerben<sup>10)</sup>).

Im Jahre 1907 hatte der Wiener Rechtsanwalt Robert Gruber begonnen, seine reiche Schopenhauer-Sammlung zusammenzutragen. Das erste Buch aus Schopenhauers Bibliothek hielt im Dezember 1910 in die Sammlung Gruber seinen Einzug, die „Mitteilungen aus dem magnetischen Schlafleben der Somnambule Auguste Kachler.“ Im Jahre 1920 gelang die Erwerbung von fünf aus dem Nachlaß Julius Frauenstädt stammenden Werken Kants, die nicht mit den Manuskriptbüchern Schopenhauers an die Königliche Bibliothek in Berlin, sondern zusammen mit den Handexemplaren der Werke Schopenhauers in den Buchhandel gelangt waren. Den umfangreichsten Zuwachs erhielt die Sammlung Gruber dann bei der Versteigerung der Bibliothek Grisebachs im Jahre 1930: 31 Werke. Bei seinem Tode am 26. April 1936 besaß Gruber neben zahlreichen Handschriften und Briefen von und an Schopenhauer schließlich 64 Werke aus Schopenhauers Bibliothek. Er vermachte seine ganze Sammlung der Schopenhauer-Gesellschaft, für das Schopenhauer-Archiv in Frankfurt am Main. Ein genaues Verzeichnis (mit Wiedergabe der wichtigsten Handschriften) habe ich 1940 im XXVII. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft veröffentlicht<sup>11)</sup>. Die Sammlung ist dann am 21. März 1944 einem Luftangriff zum Opfer gefallen, während die übrigen Bestände des Archivs rechtzeitig ausgelagert worden waren und heute noch erhalten und benutzbar sind.

Neben diesen drei größeren, inzwischen wieder aufgelösten Privatsammlungen hat sich die Büchersammlung des Schopenhauer-Archivs in Frankfurt am Main aus verhältnismäßig bescheidenen Anfängen immer mehr zu bedeutendem Umfang entwickelt. Den Grundstock bildeten die vereinigten Schopenhauer-Sammlungen der Stadtbibliothek Frankfurt und der Schopenhauer-Gesellschaft. Hauptbestandteil der älteren, städtischen Sammlung war eine Stiftung Arthur von Gwinners: Handschriften Schopenhauers, Werke der Schopenhauer-Literatur und Bücher aus seiner Bibliothek, die Arthur, der Sohn Wilhelm von Gwinners, 1905 zum größten Teil von Baer zurückgekauft hatte. Der Besitz der Schopenhauer-Gesellschaft an Büchern und Erinnerungsstücken, der Grundstock des in den Satzungen der Gesellschaft vorgesehenen Schopenhauer-Archivs, kam erst 1919, nach dem Tode des ersten Präsidenten der Gesellschaft, Paul Deussens, nach Frankfurt. Allmählich erwuchs aus den gesondert katalogisierten, aber räumlich vereinigten Beständen der Stadtbibliothek und der Gesellschaft eine Bücherei, wie sie in dieser Fülle für die Schopenhauer-Forschung an keinem anderen Orte zur Verfügung steht. Es gab immer wieder Zuwendungen und Neuerwerbungen der Gesellschaft, der Bibliothek und privater Stifter. Ein im XVI. Jahrbuch der Gesellschaft 1929 veröffentlichtes Verzeichnis der Archiv-Bestände<sup>12)</sup> führt bereits 121 Bücher aus Schopenhauers Bibliothek auf. Heute sind es 132 Werke — 205 Bände —, darunter wieder zwei erst in den letzten Jahren erworbene Werke Kants aus dem Nachlaß Frauenstädt.

So wechselvoll die Schicksale der von Wilhelm v. Gwinner weggegebenen Bücher waren, so unberührt vom Wechsel der Zeitläufte blieb der in Gwinners Familie erhaltene Teil von Schopenhauers Bibliothek — bis in den letzten Krieg hinein. In der Zeit des anwachsenden Luftkrieges, 1943, verlagerte die Enkelin Gwinners und Verwalterin seines Nachlasses die Bestände an drei verschiedene Orte. Ein Teil blieb auf dem Gwinnerschen Familiengut Krumbke in der Mark, ein zweiter Teil an ihrem Wohnsitz in Possenhofen am Würmsee, einen dritten, kleineren Teil nahm ich an meinem damaligen Wohnort Waging am See in Obhut. Während die Bestände in Possenhofen und Waging ungeschmälert erhalten blieben, wurde Gut Krumbke nach dem Zusammenbruch im Jahre 1945 geplündert. Die Bücher wurden

verheizt oder zu anderen nützlichen Zwecken verwendet, zum Teil wohl einfach auf den Misthaufen geworfen. Einige konnten, oft in schwer beschädigtem Zustande, durch vertrauenswürdige Mittelpersonen der Besitzerin später zugeleitet werden. Noch im Jahre 1953 kam ein schöner Lederband mit den Apophthegmata des Erasmus aus dem Jahre 1547 von Krumbke zurück, in einem betrüblichen Zustand, selbst der hübsche Deckelschmuck war gestohlen. Andere Bücher gelangten durch fragwürdige Mittelpersonen in den Handel. So wurde ein Sammelband vier Schellingscher Schriften aus dem Gwinnerschen Besitz schon i. J. 1948 von dem Berliner Antiquar Hellmut Meyer unter der Hand, später öffentlich angeboten und, trotz aller Versuche der rechtmäßigen Besitzerin, ihn wieder zu erlangen, nach einigen Jahren auch verkauft<sup>13</sup>).

Die Zeitläufte haben es nicht eben gut gemeint mit Schopenhauers Bibliothek. Sie ist heute zerstreut. Immerhin: die vorhandenen Verzeichnisse ermöglichen eine Art von ideellem Zusammenschluß. Wir können jedes neu auftauchende Werk aus der im amtlichen Verzeichnis katalogisierten Bibliothek sofort einer der beiden Überlieferungsgruppen zuweisen, der im Besitz Gwinners und seiner Nachkommen verbliebenen, und der anderen, aus der die verschiedenen, inzwischen wieder aufgelösten privaten Sammlungen und die Sammlung des Frankfurter Archivs gebildet wurden. Es ist — das muß im Hinblick auf ein gewisses, nach dem Kriege aufgeschossenes Freibeutertum gesagt werden — nicht möglich, diese Herkunftsverhältnisse zu übersehen. Sie sind, auch in juristischer Hinsicht, für Schopenhauers nachgelassene Bibliothek zu beachten.

Das amtliche Verzeichnis von 1861 teilt die Bücher Schopenhauers, wie gesagt, in verschiedene Sachgebiete auf. Die Abteilung „Theologie und Philosophie“ (463 Titel) enthält wenige theologische, aber viele philosophische Werke, vor allem die Texte aller philosophischen Klassiker von der Antike bis auf Schopenhauers Zeit. Monographien, Abhandlungen und Untersuchungen zur Geschichte der Philosophie fehlen ebenso wie zusammenfassende Darstellungen der Philosophie-Geschichte, von wenigen Ausnahmen, etwa der sechsbändigen Geschichte der Philosophie J. Bruckers (1743—1767) abgesehen. Schopenhauer las nur die Quellen selbst.

Am nächsten standen ihm die Werke Kants, als dessen legitimen Thronerben er sich fühlte. Die während seines ganzen Lebens fortgesetzte Beschäftigung mit diesem „vielleicht originellsten Kopf, den jemals die Natur hervorgebracht“, hat nicht nur in den handschriftlich erhaltenen Anmerkungen zu Kant und in dem umfangreichen kritischen Exkurs über die Kantische Philosophie am Schluß des ersten Bandes der „Welt als Wille und Vorstellung“ ihren Niederschlag gefunden, sondern auch in den unzähligen Randbemerkungen, mit denen er die Seiten seiner Handexemplare von Kants Werken versehen hat. Im XIII. Bande der Deussenschen Gesamtausgabe von Schopenhauers Werken hat Robert Gruber die Randschriften der in seinen Besitz gelangten fünf Werke noch selbst veröffentlicht können und sie auf diese Weise der Forschung erhalten. Gruber hat auf die Bedeutung dieser Randschriften hingewiesen. Sie enthalten eine der schärfsten Polemiken gegen Kant. In der „Kritik der Kantischen Philosophie“ heißt es bekanntlich, man müsse alle Hochachtung, die man Kant schuldig sei, sich gegenwärtig halten, um seinen Unwillen über das von ihm geübte Verfahren nicht in harten Ausdrücken zu äußern. In den nicht zur Veröffentlichung bestimmten Randbemerkungen aber kommt dieser Unwille noch ungeschminkt zum Ausdruck. Man findet Wendungen wie „zieht die Schüler an der Nase herum“, „Flausen“, „läppisch“, „Absurditäten, unverschämte Lügen“, „leeres Geschwätz“, „schamlose Sophismen“, „welch konfuser Galimathias statt der einfachen Wahrheit“ oder freundlicher: „Sie belieben zu scherzen“. Die Art Kants, Denken und Anschauen nicht streng zu trennen und dabei die Worte Verstand und Vernunft in ungewöhnlicher Bedeutung zu gebrauchen, hat Schopen-

hauer aufs heftigste empört. In der „Kritik der Kantischen Philosophie“ hat er dann allerdings alle unwilligen Äußerungen stets durch die Betonung der großen Verehrung gemildert, die man Kant dafür schulde, daß er uns den Star gestochen habe.

Die fünf Werke, aus denen Gruber die Randschriften veröffentlicht hat, waren die zweite Fassung der „Kritik der reinen Vernunft“ in der 5. Auflage von 1799, die „Prolegomena zu einer jeden künftigen Metaphysik“ (1783), die Schopenhauer mit der „Kritik der praktischen Vernunft“ (in der 4. Auflage 1797) zusammen binden ließ, die „Kritik der Urteilskraft“ (3. Auflage 1799) und die „Grundlegung zur Metaphysik der Sitten“ (3. Auflage 1792). Die übrigen sechs Handexemplare Kantischer Schriften, die das Verzeichnis nennt, sind zum Teil heute noch verschollen. Das besonders wichtige Handexemplar der ersten Fassung der „Kritik der reinen Vernunft“, von 1781, die Schopenhauer für die unverfälschte, einzig echte hielt, tauchte im Frühjahr 1937 bei dem Berliner Antiquar Edmund Werra auf, um gleich wieder spurlos zu verschwinden. Es enthält nach der Angabe Werras 200 eigenhändige kritische Verbesserungen von Schopenhauers Hand, dazu zahllose Unterstreichungen und Anstreichungen<sup>14)</sup>. Wenig anders erging es einem Handexemplar der „Kritik der Urteilskraft“ von 1792, angeblich mit 20 Randbemerkungen und fast 100 Unterstreichungen, das Werra am 15. März 1942 anbot und an einen unbekanntem Käufer absetzte. Schopenhauer scheint dieses Exemplar noch selbst verkauft zu haben, es ist in der amtlichen Liste seiner Bibliothek nicht mehr aufgeführt. Vermutlich ist es mit einem Exemplar identisch, das über eine Versteigerung von Hauswedell in Hamburg und den Frankfurter Antiquar Wilhelm Henrich schließlich in das Schopenhauer-Archiv gelangt ist. Dieses Exemplar enthält allerdings nur an 24 Stellen Unterstreichungen und Ausrufe- oder Fragezeichen, aber keine Randbemerkungen. (Werra scheint ein wenig übertrieben zu haben — er hat es auch in einem weiteren uns bekannten Falle getan<sup>15)</sup>). Ein anderes, im Verzeichnis des Nachlasses nicht aufgeführtes Werk, der 2. Band der 1799 erschienenen „Vermischten Schriften“ ist 1905 im Katalog von Joseph Baer genannt, aber seither verschollen, zwei weitere ebenfalls im Nachlaß nicht mehr aufgefundene Ausgaben Kantischer Schriften wurden mit der Sammlung Trübner 1937 versteigert: ein zweites Exemplar der „Prolegomena“ von 1783 und ein drittes Exemplar der „Kritik der Urteilskraft“, wieder in der 3. Auflage von 1799. Auch diese Handexemplare des jungen Schopenhauer enthalten nach den Mitteilungen des Auktionshauses zahlreiche Randstriche, Unterstreichungen und eigenhändige Bleistift-Randbemerkungen Schopenhauers.

Aus dem Bestand der amtlichen Liste tauchten dann erst wieder im Jahre 1950 zwei kleinere Werke auf. Damals verkaufte das Stuttgarter Antiquariat Müller & Graeff die „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“ (1786) und die von Rink herausgegebene Beantwortung der Preisfrage „Über die Fortschritte der Metaphysik“ (1804); die Exemplare gingen in den Besitz des Schopenhauer-Archivs über. Und schließlich fand die kleine Schrift „Vom ewigen Frieden“ (1796) 1953 einen neuen Besitzer in dem jungen Schweizer Sammler Bourquin. Verschollen aber bleiben neben der 1. Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ noch immer die Schrift „Über eine Entdeckung...“ (1790) und „Die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre“ (2. Auflage 1798), die beide im amtlichen Verzeichnis aufgeführt sind.

Und ungewiß ist auch, ob nicht eines Tages noch weitere uns bisher unbekannt Handexemplare Kantischer Schriften aus Schopenhauers Besitz auftauchen werden. In seinem Notizheft „Anmerkungen zu Kant“ finden sich eingehende kritische Auslassungen zur „Anthropologie“ (von 1798), zu der von Jäsch herausgegebenen Logik (1800), zur 3. Auflage der „Metaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft“

L Rand-  
bemerkungen  
1792

Selb. B.!

113



(1800) und zur 2. Auflage der Tugendlehre (1803). Erwähnung oder Zitat eines Buches spricht bei Schopenhauer fast immer dafür, daß er es besessen hat. Wir glauben, daß sich aus seinen Notizheften und nicht anders aus den zahlreichen Zitaten in seinen Werken — auch ohne die vorhandene Liste — seine ganze Bibliothek erschließen ließe.

Das Kanterlebnis Schopenhauers war in seinen Anfängen, stärker als man heute weiß, von seinem Göttinger Lehrer Gottlob Ernst Schulze her bestimmt. Möglich sogar, daß Schopenhauer die „Kritik der reinen Vernunft“ zuerst durch den 1. Band von Schulzes „Kritik der Theoretischen Philosophie“ kennen lernte, der auf 400 Seiten an umfangreiche Zitate aus Kant ausführliche kritische Betrachtungen anschließt. Auch Schopenhauers Handexemplar von Schulzes „Grundsätzen der allgemeinen Logik“ verdiente eine eingehende Untersuchung. Es ist mit Papier durchschossen und mit einer Menge von kritischen Zusätzen versehen, die wieder nicht nur über die Entwicklung seines Verhältnisses zu Schulze, sondern auch über die Anfänge seines Kant-Erlebnisses Aufschluß geben.

In der Fortentwicklung dieses Kanterlebnisses spielt, neben anderen kritischen Untersuchungen, Herders „Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft“ eine Rolle (1799); Schopenhauer hat sie bei seiner Beurteilung der Kantischen Philosophie in seiner Doktorarbeit herangezogen, sein Handexemplar ist voll von bissigen Randbemerkungen. „Was heißt Denken?“ sagt Herder, „Innerlich sprechen . . . Sprechen heißt laut denken.“ — „Ja! ja!“ meint Schopenhauer, „wenn Schwätzen Denken wäre, so wäre Herder ein Philosoph.“

Neben dem „erstaunlichen Kant“ nennt Schopenhauer zu Anfang seiner Dissertation bekanntlich „Plato den Göttlichen“ als den zweiten Denker, der auf seine Entwicklung den größten Einfluß ausgeübt habe. Er besaß Platons Werke in der Zweibrückener Ausgabe von 1781. Unter den römischen Philosophen stand ihm Seneca besonders nahe, seinen „energischen und geistvollen“ Schriften entnahm er das Motto „non multa“, das er seinen sämtlichen Werken vorangestellt hat. Über Augustinus<sup>16)</sup> und die Scholastiker, an der Spitze Albertus Magnus (wir finden die „Philosophia naturalis“ in der Basler Ausgabe von 1506 — Schopenhauer hat sie 1832 erworben —), über Jakob Böhme und die italienischen Naturphilosophen Vanini und Giordano Bruno führt die Reihe seiner philosophischen Textausgaben zu Descartes, Spinoza<sup>17)</sup> und Leibniz, dessen Hauptwerke er sein eigen nannte, so sehr ihm sein Optimismus zuwider war. Das einzige Verdienst der Theodicee sei, daß sie Anlaß zu Voltaires „Candide“ gegeben habe, heißt es im 2. Bande seines Hauptwerkes. Gern und oft aber las er die englischen Philosophen, vor allem Locke und Hume, dessen „Naturgeschichte der Religion“ er in seiner Berliner Zeit verdeutschte wollte. „Aus jeder Seite von Hume ist mehr zu lernen, als aus Hegels, Herbarts und Schleiermachers Werken zusammengenommen.“ Von den deutschen Aufklärungs-Philosophen finden wir Christian Wolff vertreten, aber auch die kleineren, Crusius, Feder, Platner, daneben Sulzer, dessen vierbändige „Theorie der schönen Künste“ von 1778 eines der ersten Werke war, die sich Schopenhauer angeschafft hat, in Gotha, 1806. Verhältnismäßig reich ist die zeitgenössische Philosophie vertreten, trotz seiner Abneigung gegen Fichte, Schelling, Hegel, die drei „Sophisten“, die statt Gedanken nur leeren Wortkram vorzubringen und das Erbe Kants aufs leichtfertigste verschleudert hätten. Die Randbemerkungen wandeln dieses in Schopenhauers Werken ausgesprochene Urteil in anschaulichster Weise ab. Neben Fichtes Lieblingssatz „Das Ich ist, weil es sich setzt“ malt Schopenhauer einen Stuhl auf den Seitenrand. Zu Schellings Behauptung, seine Philosophie könne mit der Erklärung beginnen: „Ich will nicht das bloße Seiende; ich will das Seiende, das ist oder existiert“ (in der Vorrede zu Victor Cousin) schreibt Schopenhauer an den Rand: „Preußischer Corporal: Der Soldat muß nicht nur brav sein, er muß

auch brav sind.“ Und zu dem § 93 von Hegels „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“ (1827): „Etwas wird ein anderes, aber das andere ist selbst ein etwas, also wird es gleichfalls ein anderes, und so fort ins Unendliche“ — zu diesem Satz schreibt er die Paraphrase: „Wo ist denn das andere Huhn? — Hier ist ja das andere. — Aber das eine Huhn? — Das ist ja das eine“<sup>18)</sup>.

Ein kleiner Bestand asketischer und mystischer Schriften, Biographien von Heiligen, von Menschen also, denen die Verneinung des Willens gelungen war, zeugt für ein Gebiet, auf das Schopenhauer nur hinweisen wollte, ohne es zu betreten. Wir kennen seine Verehrung für Meister Eckhart, den er in der Pfeifferschen Ausgabe von 1857 besaß, für Tauler, für den Verfasser der „Theologia deutsch“, der wie er selbst in Frankfurt gelebt hatte, für Jakob Böhme, für Angelus Silesius.

An die philosophische Abteilung reiht das amtliche Verzeichnis eine umfangreiche Gruppe von Werken der antiken Literatur. Zu den Denkern treten hier bereits die Dichter. Schopenhauer sammelt und liest auch auf dem Gebiet der Literatur nur die Autoren selbst, nichts an literarhistorischen, biographischen, kommentierenden, ästhetischen Abhandlungen. Ein echtes Kunstwerk, meint er, habe nicht die Präambel einer historischen Einführung nötig, und immer wieder betont er, daß man nichts aus zweiter Hand nehmen solle. Er warnt vor Übersetzungen, vor allem der alten Klassiker — sie seien Surrogate wie Zichorie für Kaffee. Dagegen weist er mit größtem Nachdruck auf den Wert einer ständigen Lektüre der alten Autoren im Urtext hin: Sie sei „die größte Erquickung für den Geist; man fühlt sich alsbald erfrischt und erhoben.“ „Der Hauptnutzen des Studiums der Alten ist, daß es uns vor Weitschweifigkeit bewahrt. Man soll es das ganze Leben hindurch fortsetzen.“ Und: die alten Sprachen „sind ein unerläßliches Vorbereitungsmittel für den guten Schriftsteller; ohne diese Schule wird das Geschriebene ein bloßes Gewäsche schwadronierender Barbiergesellen . . . Sollten sie je vergessen werden, so wird Roheit und Platttheit sich der ganzen Literatur bemächtigen.“

Die mit dem wenig passenden Titel „Philologie“ versehene Abteilung der antiken Literatur umfaßt 149 Titel, dazu 16 Wörterbücher und Sprachlehren. Es sind meist zeitgenössische Ausgaben. Geliebt hat Schopenhauer vor allem den Horaz, man sieht es an den reichlichen Zitaten in seinen Werken. Sein Handexemplar hat er mit zahlreichen Konjekturen und Lesarten, die Lieblingsverse mit An- und Unterstreichungen des Wohlgefallens versehen. Auch Cicero, dessen Werke er in der 12bändigen Zweibrückener Ausgabe von 1780 besaß, erfreute sich seiner besonderen Wertschätzung. Überhaupt überwog die Liebe zum Lateinischen die zum Griechischen, obwohl er seit seiner Gothaer Schulzeit viel und gerne im Homer gelesen und „unseren Vater Homer“ in einem seiner wenigen Jugendgedichte verehrend besungen hat. Bemerkenswert J. G. Schneiders „Kritisches Griechisch-Deutsches Wörterbuch“, Jena & Leipzig 1805—1806, aus der Abteilung der Wörterbücher, — es enthält viele Eintragungen, vor allem aus Schopenhauers Studienzeit; „hoc scripsi Göttingae 1809“ heißt es am Schluß einer Notiz auf dem hinteren Einbanddeckel des 1. Bandes. Die Eintragungen beziehen sich vor allem auf die Werke Platons. Zum Artikel „Seele“ findet sich die Bemerkung: „bey Plato, nach Tennemann, die sterbliche Seele, die ihren Sitz in der Brust u. dem Unterleibe hat: d. h. die aus der Organisation entsprungenen u. mit ihr endenden Begierden u. Gemüthsbewegungen.“

Das amtliche Verzeichnis läßt auf acht mathematische Werke (die geringe Zahl bezeugt, wie wenig Schopenhauer von der Mathematik gehalten hat) eine umfangreiche Abteilung naturwissenschaftlicher Schriften folgen: 172 Werke, einschließlich einer Sammlung von Schriften zum Thema „Geistersehn und was damit zusammenhängt“ — der Grundlage für seine epochemachende Abhandlung in den „Parerga“. Man weiß, wie Schopenhauer schon in seiner Göttinger und Berliner Studienzeit die

Grundlagen zu naturwissenschaftlichen Kenntnissen gelegt hat, wie sie vor und nach ihm nur wenige Philosophen ihr eigen nennen konnten. „Ich habe“, schrieb er an Frauenstädt, am 12. Oktober 1852, „Chemie, Physik, Zoologie, vergleichende Anatomie, Mineralogie, Botanik, Physiologie, allgemeine detto, Geographie, Astronomie usw. gehört, dann mein ganzes Leben hindurch die Fortschritte aller dieser Wissenschaften beobachtet und die Hauptwerke, besonders der Franzosen und Engländer studiert; wie die Exemplare mit Glossen in meiner Bibliothek bezeugen.“ Und wirklich standen in seiner Bibliothek die wesentlichsten naturwissenschaftlichen Werke seiner Zeit, von den naturgeschichtlichen und anatomischen Handbüchern seines Göttinger Lehrers Blumenbach angefangen bis zu der englischen und französischen Physiologen, die seine unmittelbaren Zeitgenossen waren: Cuvier, Flourens, Pouillet und anderen. Merkwürdigerweise sind die beiden französischen Physiologen, denen er in späterer Zeit wichtige Bestätigungen seiner Lehre entnahm, Cabanis und Bichat, nur in den frühen Ausgaben ihrer Werke von 1805 vertreten. Die „Rapports du physique et du moral de l'homme“ des Cabanis lernte er 1824 in Dresden kennen, als eben eine zweite Auflage erschienen war, 19 Jahre nach der ersten, — da mochte, wie er sich zum Troste sagte, wohl auch die „Welt als Wille und Vorstellung“ noch eine Weile auf ihre Leser warten. Bichats „Recherches physiologiques sur la vie et la mort“ entdeckte er noch später, im Jahre 1838. „Bichat und ich umarmen uns in einer Wüste.“

Die historischen Wissenschaften hat Schopenhauer in sein Weltbild nicht einbezogen, obwohl sie gerade zu seiner Zeit eine Blüte erlebten wie nie zuvor. Schopenhauer unternahm es, das Gesetzmäßige, immer Wiederkehrende zu begreifen, nicht das Einmalige und Individuelle. Geschichte war ihm also nur ein Wissen, keine Wissenschaft. „Wer den Herodot gelesen, hat, in philosophischer Absicht, schon genug Geschichte studiert.“ Auch mit dieser Ansicht trennt er sich von Hegel, der in der Philosophie der Geschichte einen Hauptweg seines Denkens sah. Die historische Bibliothek Schopenhauers war denn auch äußerst klein, sie beschränkte sich auf wenige Standard- und Nachschlagewerke. Im amtlichen Verzeichnis ist sie im Anschluß an die National-Literaturen zusammen mit den geographischen und den Reise-Werken untergebracht: 23 Titel.

Merkwürdig, wie die unhistorische Haltung Schopenhauers auch sein Verhalten zu den großen Dichtern der Vergangenheit bestimmt hat. Er las ihre Werke gleichsam naiv, ohne auf historische Bedingtheiten zu achten.

An der Spitze der Abteilung „Französische Literatur“ (101 Werke) steht wieder ein Philosoph, Voltaire, mit der schönen hundertbändigen Zweibrückener Ausgabe von 1791. Rousseau schließt sich an, ebenfalls mit einer Zweibrückener Ausgabe, 1782/1789, in 33 Bänden. Man erinnert sich, daß er Rousseau als den größten Moralisten der neuen Zeit ansah, dem die Natur die Gabe verliehen habe, moralisch zu sein, ohne langweilig zu wirken. Die „Neue Heloise“ zählte er zu seinen vier Lieblingsromanen (die drei anderen waren: der Tristram Shandy, der Wilhelm Meister und der Don Quijote). Die französische Abteilung in Schopenhauers Bibliothek umfaßt beinahe alles Wesentliche aus dem französischen Beitrag zur Weltliteratur. Die Dichter früherer Zeiten waren zum Teil in schönen alten Drucken vorhanden, etwas Rabelais in der seltenen Lyoner Ausgabe von 1553 und Scarrons „Roman comique“ in einer Ausgabe von 1695, die gleichfalls in Lyon herausgekommen war. Die Reihe führt über Racine, Corneille, Molière, über Diderot und die Schriftsteller der Aufklärungszeit zu den großen Moralisten, während die großen zeitgenössischen Romanschriftsteller, Stendhal oder Balzac, fehlen. Dem Verfasser der „Aphorismen zur Lebensweisheit“ waren die französischen Moralisten besonders lieb und vertraut. Er beruft sich immer wieder auf Montaigne (dessen Werke er in der fünfbändigen von P. Lock 1727 im Haag edierten Ausgabe besaß), auf La

Bruyère, auf Larochefoucauld, auf Vauvenargues und auf Chamfort, den Alexandre Foucher de Careil in den schönen Halbfranzbänden der vierbändigen Ausgabe Paris 1790 bei ihm sah. Neben die Aphoristiker stellt das Verzeichnis — auch das ist eine seiner Großzügigkeiten — unvermittelt die französischen Aufklärungsphilosophen, Bayle, Condorcet und Helvetius, dessen Schrift „De l'Esprit“ zu Schopenhauers Freude den menschlichen Egoismus als Triebfeder alles Handelns scharfsinnig aufgewiesen hatte. „Daß Sie den Helvetius gelesen haben“, schreibt er an Frauenstädt, wird Ihnen der liebe Gott vergelten; er liest selbst oft im Helvetius.“

Die englische Gruppe (73 Werke) beherrschte — wie könnte es anders sein! — Shakespeare. Die acht Bände des Handexemplars (der Ausgabe von Payne Collier) sind voll von Konjekturen, Erklärungen veralteter Wörter und Parallelstellen. Über Pope (der in der neunbändigen von J. Warton 1803 besorgten Ausgabe vorhanden war), über Swift, über Fieldings „Perègrine Pickle“ (in der vierbändigen Ausgabe von 1776) und „Tom Jones“ (in der vierbändigen Basler Ausgabe von 1791), über Sternes „Tristram Shandy“ (in der sechsbändigen Altenburger Ausgabe von 1772) leitet die Führungslinie, um ein paar weitere Namen zu nennen, zu Lord Byron, der merkwürdigerweise nur in zwei späteren, 1826 und 1852 in Frankfurt am Main erschienenen Ausgaben vertreten ist, obwohl er Schopenhauer längst vertraut war, und weiter zu Dickens und dem geliebten Walter Scott. Sein großer Zeitgenosse Thackeray, dessen „Jahrmarkt der Eitelkeit“ sich wie eine großartige Illustration zu den „Aphorismen zur Lebensweisheit“ ausnimmt, war ihm nicht bekannt.

Die italienische Literatur reiht sich mit 66 Titeln als die drittstärkste National-Literatur an. Hier finden wir Petrarca, Schopenhauers eigentlichen Lieblingsdichter, der nach seinem Urteil an Tiefe und Innigkeit des Gefühls und an der Fähigkeit, ihm reinen Ausdruck zu verleihen, von keinem anderen Dichter übertroffen wird. Die „Rime“ besaß er in einem Paduaner Druck von 1837, von den „Epistolae Familiars“ erwarb er 1841 den alten Druck Venetiae 1492, und die Schrift „De contemptu mundi“, die der Bearbeiter des Verzeichnisses bei den Philosophen unterbringt, besaß er, zusammengebunden mit anderen Prosaschriften Petrarcas, in einem schönen, zu Bern 1604 erschienenen Pergamentband. Wir finden eine kleine Danteausgabe von 1819, in drei Pergamentbänden, die Schopenhauer wohl in der Zeit seines ersten Aufenthaltes in Italien gekauft hat. Er scheint, den Anstreichungen nach zu schließen, nur das Inferno gelesen zu haben, diese „Apotheose der Grausamkeit“, an der er doch die starke Einbildungskraft bewunderte, die dem Gedicht „die Wahrheit des Traumes“ verleihe; es sei, als ob Dante jeden Gesang die Nacht über geträumt und am Morgen aufgeschrieben habe. Im 24. Gesang hat er mit unverkennbarem Bezug auf sein eigenes Schicksal doppelt und dreifach die Verse angestrichen:

*„Senza la qual<sup>19)</sup> chi sua vita consuma,  
Cotal vestigio in terra di sè lascia,  
Qual fummo in aere ed in acqua la schiuma.*

*E però leva sul Vinci l'ambascia  
Con l'animo che vince ogni battaglia,  
Se col suo grave corpo non s'accascia!“*

Von den italienischen Dichtern des 19. Jahrhunderts hat Schopenhauer am Ende seines Lebens noch Leopardi kennen gelernt, in der zweibändigen Florentiner Ausgabe von 1856.

Die kleine Gruppe „Spanischer Literatur“ (38 Werke) beherrscht sein „Favorit-Autor“ Baltasar Gracian. Er besaß ihn in der zweibändigen Antwerpener Quart-Ausgabe von 1702 — diese Ausgabe hat als Vorlage zu seiner Übersetzung der „Spa-

werkes Erwähnung. Zu den neuesten Werken der deutschen Literatur, die Schopenhauer noch in seine Bücher einreihen konnte, gehört das Textbuch zum „Ring des Nibelungen“, das ihm Richard Wagner 1854 mit der Widmung „Aus Verehrung und Dankbarkeit“ übersandt hatte, was Schopenhauer nicht hinderte, in das Buch einige boshafte Bemerkungen hineinzuschreiben<sup>20)</sup>.

Die letzte große Abteilung des amtlichen Verzeichnisses umfaßt die Orientalia, soweit sie nicht bereits in die Gruppe „Theologie und Philosophie“ aufgenommen worden sind. Es sind noch immer hundert Titel. Von dem Bekanntwerden der Sanskrit-Literatur und der alt-indischen Weisheitslehren der Veden, wie sie in den Upanishaden überliefert sind, versprach Schopenhauer sich einen ähnlich tiefen Einfluß auf das Europa des 19. Jahrhunderts, wie ihn die Wiederbelebung des Griechentums im 15. Jahrhundert ausgeübt habe. Man wird kaum eine der wesentlichen Textausgaben oder der grundlegenden Schriften französischer, englischer und deutscher Forscher seiner Zeit in seiner Bibliothek vermissen, angefangen von seinem eigentlichen Andachtsbuch, dem *Oupnekhat*, bis zu einer seiner letzten Erwerbungen, einer Abhandlung I. J. Schmidts, die ihm Viktor Hehn, der berühmte Verfasser der „Kulturgeschichte der Pflanzen und Haustiere“, in seinem Sterbejahre, 1860, aus Petersburg mitbrachte, und bis zu den von Burckhardt herausgegebenen „Arabischen Sprichwörtern“ (1834), die das wichtigste Stück seiner kleinen, aber alle Völker erfassenden Sprichwörter-Sammlung bildeten. „In seinem Kopf“, sagt Gwinner, „war das Ausgesuchteste solcher Worte wie in einem Taubenschlag beisammen, der sich nur öffnete, um das eben Passende fliegen zu lassen; die spanischen Proverbien hielt er nächst den italienischen und den arabischen für die vortrefflichsten.“

Und damit wäre der Umkreis von Schopenhauers Bibliothek ausgeschritten — wenn wir von einer letzten kleinen Gruppe „Kunst- und Kupferwerke“ (13 Titel) und 11 „Vermischten Schriften“ absehen, die der Bearbeiter des Verzeichnisses nirgends einzuordnen wußte. Es ist die Hand-Bibliothek nicht eines Fachgelehrten, sondern eines umfassend gebildeten Weltmannes. Wir glauben ihn vor uns zu sehen, wie er immer wieder in den frühen Nachmittagsstunden mit ihnen Zwiegespräche hält, den besten Freunden und Begleitern auf seinem einsamen Lebensweg, die heute zu den Dokumenten seiner äußeren und seiner inneren Entwicklung zählen.

#### Anmerkungen:

<sup>1)</sup> Vgl. Arthur Schopenhauer, *Sämtliche Werke*, Ausgabe Deussen-Hübscher (D), XVI, S. 66.

<sup>1a)</sup> Vgl. Erich Biehahn: Das erste Buch, in dem Schopenhauer genannt wird. XXIV. Jahrb. 1937, S. 157.

<sup>2)</sup> Vgl. die Verzeichnisse seiner Entlehnungen aus der Herzoglichen Bibliothek in Weimar 1808/09: *Der Briefwechsel Arthur Schopenhauers*. Herausgegeben von Arthur Hübscher, 3. Band, München 1942, D XVI, S. 10 f; aus der Göttinger Universitätsbibliothek, 1809/1811, ebd. S. 105 f; aus der Herzoglichen Bibliothek in Weimar 1813/14, ebd. S. 108/114; aus der öffentlichen Bibliothek in Dresden 1814/1818, ebd. S. 120/125. Das Verzeichnis der Entlehnungen aus der Städtischen Bibliothek Frankfurt/M., ebd. S. 153, umfaßt nurmehr 5 Entlehnungen.

<sup>3)</sup> Verzeichnis der von Herrn Professor Dr. Cassian dahier nachgelassenen Bibliothek, sowie eines Teils der von Herrn Dr. Arthur Schopenhauer hinterlassenen, welche Montag, den 9. April 1866 versteigert werden sollen. Frankfurt a. M., Joseph Baer. — Joseph Baers Bücher-Auktion, Frankfurt a. M. 8. Februar 1869. — Joseph Baers Bücher-Auktion, Frankfurt a. M. 8. Mai 1871. (Genauer Titel: Joseph Baer's [früher Kettenbeil'sche] Bücher-Auction. Verzeichniß der von den Herren Profes-

soren E. von der Launitz und H. H. Hildebrand dahier hinterlassenen Bibliotheken sowie eines Theils der von Herrn Professor Nitzsch in Berlin hinterlassenen, welche nebst mehreren anderen Sammlungen von Büchern, Pracht- und Kupferwerken Montag, den 8. Mai 1871 und folgende Tage, Nachmittags 4 Uhr in Frankfurt am Main gegen gleich baare Zahlung öffentlich versteigert werden sollen.)

<sup>4)</sup> Joseph Baer & Co., Lager-Katalog Nr. LXXV, Frankfurt a. M. 1880.

<sup>5)</sup> Schopenhauer-Bibliothek. Originalhandschriften Schopenhauers. 166 Bände aus seiner Privat-Bibliothek. Seine Schriften, Briefe und Gespräche. Literatur über ihn. Frankfurt a. M. Joseph Baer & Co., 1905.

<sup>6)</sup> Eduard Grisebach: *Edita und Inedita Schopenhaueriana*, Leipzig 1888, S. 139—184. (Wiedergabe von Randschriften in den von Grisebach erworbenen Büchern S. 53—137.)

<sup>7)</sup> Die Bibliothek des Dichters Eduard Grisebach. (Versteigerung Dienstag, den 29., Mittwoch, den 30. April und Donnerstag, den 1. Mai 1930.) Martin Breslauër Berlin W 8.

<sup>8)</sup> Die Sammlung des Bibliophilen S. de F. Versteigerung zu Bern durch Gutekunst & Klipstein, 9. bis 11. Juni 1953.

<sup>9)</sup> Bibliothek Wilhelm Trübner. Versteigerung in Luzern am 17. November 1937. H. Gilhofer & H. Ranschburg AG., Luzern, und L'Art Ancien S.A., Zürich 1.

<sup>10)</sup> Vgl. XXV. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1938, S. 380.

<sup>11)</sup> Arthur Hübscher: Die Sammlung Gruber. XXVII. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1940, S. 138—203. Die Randschriften der in die Sammlung Gruber gelangten Bibel Schopenhauers (Die heiligen Schriften des Alten und Neuen Testaments, in D. Luthers Übersetzung, nach dem Grundtext durchgesehen von Ernst Christian Friedrich Kraus, Tübingen 1830) bereits im XXV. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1938, S. 296—298.

<sup>12)</sup> Carl Gebhardt: Das Schopenhauer-Archiv. XVI. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1929, S. 232—287 (auch als Sonderdruck erschienen).

<sup>13)</sup> Vgl. „Die Berliner Autographen-Mappe“, Nr. 141 (1951), S. 17/18; Arthur Hübscher: Notizen zu Schelling, XXXIV. Schopenhauer-Jahrbuch 1951/52, S. 95 bis 97; Arthur Hübscher: Verlorene Schopenhaueriana, XXXV. Schopenhauer-Jahrbuch 1953/54, S. 88—89.

<sup>14)</sup> Vgl. XXV. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1938, S. 381 f.

<sup>15)</sup> Vgl. XXX. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1943, S. 298 f.

<sup>16)</sup> Die Randschriften zu Augustinus „De civitate Dei (Basileae 1515)“ hat Carl Gebhardt im XVIII. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1931, S. 263—313 veröffentlicht.

<sup>17)</sup> Die Randschriften zu Spinozas *Opera Omnia*, herausg. von Henr. Eberh. Gottl. Paulus, Jena 1802/1803 hat Cay von Brockdorff in seinen „Beiträgen über das Verhältnis Schopenhauers zu Spinoza“, Hildesheim 1900, mitgeteilt.

<sup>18)</sup> Vgl. die Faksimile-Wiedergabe im X. Jahrbuch der Schopenhauer-Gesellschaft 1921.

<sup>19)</sup> *la qual: fama.*

<sup>20)</sup> Vgl. Max Goldstein: Schopenhauers Randbemerkungen zum Nibelungenring, Deutsches Montagsblatt, 1882; Hermann Ritter: Schopenhauers Randbemerkungen zum „Ring des Nibelungen“, Neue Musikzeitung, XXVI. Jahrgang, Nr. 2 (1904).